

"Elektronische Nächte": Schluß mit dem hang-over, turn-on!

Sommer, Johanna

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Sommer, J. (1996). "Elektronische Nächte": Schluß mit dem hang-over, turn-on! *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 20(3), 55-67. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-266623>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Johanna Sommer

»Elektronische Nächte«. Schluß mit dem hang-over, turn-on!

»Ich fragte mich, ob sie nichts davon wußten oder so taten, als wüßten sie nichts, und über all diesen Fragen begann sich ein Verdacht in mir zu regen, der Verdacht, daß alles nur Konvention sei, Schein, daß schreckliche Dinge die Welt regierten und alle Menschen darauf abgerichtet waren, so zu tun, als sei nichts« (Tamaro, 1995, S. 18).

Räume – Zeiten – Perspektiven

Neulich habe ich – erstmals in meinem Leben – ein Buch geerbt; präziser gesagt, geschenkt bekommen¹. Allerdings nicht von dem Verstorbenen (ich kannte ihn kaum), sondern von jenen, die sein Erbe angetreten hatten. Nun, wie auch immer: ich besitze jetzt dieses alte Buch (die Genese von Besitzverhältnissen zu klären ist ungleich schwieriger als deren schlichte Deskription).

Es sticht aus der Reihe all meiner anderen Bücher durch sein Alter hervor und zwar jenseits eines Blicks auf das Erscheinungsjahr: der leinene Buchrücken ist vergilbt, das reliefhafte Titelbild zerschunden, und es verströmt intensiv modrigen Geruch. Aufgeschlagen besticht es durch feine Federzeichnungen, Kunstbeilagen und Porträts, die zum Teil auf speziellen, von dünnem Pergament bedeckten Tafeln abgebildet sind. Knisternd kündigt das feine Pergament die Kunsttafeln an und verhüllt sie zugleich; das erwartbare Ausmaß seiner materialen Transparenz ist raffiniert durch spiegelschriftlichen Textfluß vermindert und steigert das Knistern nur. Vorsichtig umgeschlagen – die Tafel entblättert – weist die zuvor verhüllende Textur erläuternd zum Verständnis des Enthüllten an. Ein Reiz, den – gleich wie das feine, geschlungene Schriftbild (dessen kleines s und f für mich nicht zu unterscheiden sind) – keines meiner anderen Bücher kennt; im Spiel der Uneindeutigkeit sind doch die Positionen so klar.

Jene, über das Verhüllung bedeutende Pergament entstehende Trennung schreibt mir Erwartung zu und damit zugleich Sehnsucht ein; positioniert mich – gleich dem literarisch herausragenden und immer wiederkehrenden Bild der Jahrhundertwende (vgl. Le Rider, 1990) – gleichsam hinter dem Vorhang am Fenster; als einsamen Menschen? Wie etwa Ulrich – Musils Mann ohne Eigenschaften – der »... hinter einem der Fenster (stand), durch den zartgrünen Filter der Gartenluft auf die bräunliche Straße (sah) und mit der Uhr seit zehn Minuten die Autos, die Wagen, die Trambahnen und die (...) Gesichter (zählte)« (Musil, 1978, S. 12 ff.). Eindringliche Beschreibung einer Einsamkeitserfahrung, die den Begriff der Welt bedeutungslos macht: »Welche Welt? – Es gibt ja gar keine!« (ebd.).

Eine Welt der, obgleich sie im Phantasma subjektiv wirklich ist, doch »das gemeinschaftlich Verbindend-Verbindliche (fehlt), um de facto wirklich zu werden« (Pechriggl, 1993, S. 61 ff.). Für Ulrich eine, die nicht mehr einfach der Fall ist, vielmehr als Information an ihm vorbei-, respektive auch einströmt. Freilich, als solche zwar nicht real, aber doch wenigstens im Datum konkret. Eine Konkretheit, die sich noch im bitteren Erleben unüberwindlicher Einsamkeitserfahrung über die vereitelte Teilnahme an der Welt zu artikulieren verstand; getrennt durch, getrennt von?

Mit dem Niedergang des Fensters als Interface der Jahrhundertwende und dem der leidvollen Implikation eines Zu- oder Übergangs zur Außenwelt, wird das Motiv des Voyeurs aus den Spielfilmen verschwinden. Und mit ihm das Beobachten und/oder beobachtet werden, das Verlangen spüren – zumindest das eigene; berührt zumindest von einem – wenn auch fernen Blick – also noch Subjekt und zudem begrenzt.

Mit der fragmentierenden Logik des Zooms – dieser Illusion der Annäherung – tritt zum Abgeschnittensein von der äußeren jenes im Bereich der »inneren« Welt hinzu. An die Stelle der Distanz durch das Dazwischen (des Vorhangs, des Pergaments) tritt jene der »Einrahmung«, der Einsperrung? Das Du wirkt nun klein und weit entfernt in großen Räumen, auch wenn es gegenüber sitzt; dasitzt und redet, wohl überlegt, gut artikuliert. Nicht erzählt, nicht plaudert, vielmehr (sich?) mitteilt, informiert. Als gesehene, gehörte Sache sich einprägt, nicht als wahrgenommenes Objekt. Greifbar nahe zwar als Sache, als greifbares Objekt aber doch unendlich weit entfernt; wie

das modrige Buch jener Zürcher Ärztin in meinen Händen, das sich an »Die Frau als Hausärztin« wendet.

Die Seiten aufgeschlagen finde ich mich in Gesellschaft von Dr. Anna Fischer-Dückelmann; verortet in einer – so läßt sich lesend erleichtert feststellen, mir sehr fernen, ja »Lichtjahre« entfernten raumzeitlichen Ordnung. Lichtjahre ... entfernte Galaxien ... Worte und an sie geknüpft Bilder fallen in den Kopf (also auch dieser ein Raum?): so etwa Klingonen² und andere BewohnerInnen ferner Galaxien.

Staunen macht sich breit, ob des assoziativen Stroms: was verbindet wohl Anna Fischer-Dückelmann mit den Klingonen? Liegt es daran, daß sie » ... sich mit dem Leben und den Aufgaben seiner Erhaltung (befaßt)« und damit implizit auf die Zukunft verweist (Fischer-Dückelmann, 1911, S. 264 ff.); oder aber an der Fremdheit der abgebildeten Körper wie ihrer informationellen Kodierung im Buch-Bilderraum?

Was, wäre mir anstelle von »Lichtjahren« das Wort »unendlich« zuvor in den Sinn getreten, wo wären die Klingonen geblieben? Unendlich ... unendliche Weite, das Universum kommt mir hierzu in den Sinn. Worin – so läßt sich fragen – liegt der Unterschied dieser assoziativen Wortereihen und, wenn es denn einen gibt, was markiert ihre Differenz: die Entfernung, deren Unfaßbarkeit? Nein, gleich ob Lichtjahr, Galaxie oder Universum, die raumzeitliche Vorstellung versagt hier wie da. Aber sind die Begriffe beliebig, austauschbar, gar äquivalent?

Nun, ein Lichtjahr ist – wie unvorstellbar auch immer – jedenfalls als »Maßeinheit« mit besonders hoher Geschwindigkeit³ und großer Entfernung assoziiert. Dieses Moment der »Superlative« verbindet es wohl mit den Begriffen Universum und Galaxie; letztgenannter steht – so viel wurde im Zuge medialer Science-fiction-Sozialisation gelernt – für Lebensräume unterschiedlich hochentwickelter Gesellschaften (die es zu erobern gilt). So wie mir Mensch und Welt ein unzertrennliches Begriffspaar scheinen, wie auf Erde gedanklich Erdenbewohner und wiederum darauf der Begriff Mensch folgt, gehören zur Galaxie die Außerirdischen. Erde wie Galaxie sind so begrifflich mit Menschen- oder wenigstens diesem ähnlichem Leben assoziiert. Galaxie ist kein Term, der die Erde dezentriert! Sie bleibt (und mit ihr die »Erdlinge«) um sich selbst kreisender Mittelpunkt eines gedank-

lichen Zirkels, der begrenzt: das Nicht-Identische als Außerirdisches ab- oder auch ausgrenzt. Von seinem Standbein aus begibt sich das Spielbein – Lichtjahre überwindend – auf Erkundung.

Damit entbehrt die »galaktische Assoziation« aber gerade jener Dezentrierungskraft, die dem Begriff des Universums (im Sinne des Weltalls) innewohnt. Dieser Signifikant energetischer wie materialer, nicht aber gesellschaftlicher Struktur, verweist auf eine (An-) Ordnung im Sinne der Superstruktur (nicht auf das Leben in ihr, sprich nicht auf Kultur). In der gigantischen, alles umfassenden unendlichen Weite des Universums ist die Erde – lediglich als ein Spezialfall – aufgehoben. Die Wahl eines außerhalb der Erde, im Weltall gelegenen Standpunkts bringt das Standbein ins Wanken, und es geht mit dieser kosmischen Perspektive eine Relativierung aller irdischen Vorwissenisse einher (vgl. Arendt, 1981). Grundlegende Erfahrungsdimensionen menschlicher Verortung – wie Zeit, Raum, Bewegung und Geschwindigkeit – haben ihre Absolutheit verspielt; nach dem historischen Verlust der Mitte, sind nun jegliche Fixpunkte verloren.

Aus dieser Perspektive mutet uns der Kampf (des Brecht'schen Kardinals im Wortwechsel mit Galilei) um Erhalt der irdischen Zentrierung eher wie ein verzweifelter Ausbruch eines »Größenselbst« an:

»Ich bin nicht irgendein Wesen auf irgendeinem Gestirnen, das für kurze Zeit irgendwo kreist. Ich gehe auf einer festen Erde, in sicherem Schritt, sie ruht, sie ist der Mittelpunkt des Alls, ich bin im Mittelpunkt, und das Auge des Schöpfers ruht auf mir und auf mir allein. Um mich kreisen, fixiert an acht kristallene Schalen, die Fixsterne und die gewaltige Sonne, die geschaffen ist, meine Umgebung zu beleuchten. Und auch mich, damit Gott mich sieht. So kommt sichtbar und unwiderleglich alles an auf mich, den Menschen, die Anstrengung Gottes, das Geschöpf in der Mitte, das Ebenbild Gottes, unvergänglich und ... « (Brecht, 1972, S. 62).

Das Zusammensinken des Kardinals mitten in dieser echauffierten Rede, wird von einem anwesenden Mönch mit den Worten kommentiert: »Eure Eminenz haben sich zuviel zugemutet!« (ebd.)

Ringens zwischen Allmacht und Ohnmacht durch den Verlust der Mitte? Freilich stand mit der Anerkennung der Heliozentrik nicht nur die Dezentrierung der Erde an; mit Galilei (und Newton) wurde bereits der Grundstein des modernen Relativismus mit seiner sinnes-

überwindenden Dezentrierungskraft gelegt (vgl. Arendt, 1981). Die Relation selbst ist nun Bezugspunkt und der allseitige Relativismus Kultur: jede Position ist relativiert und jede Gegenstandsauffassung durch die relative Position der Betrachtenden bestimmt⁴.

Die gemeinsame Perspektive ist so gespalten wie das Auge durch den Schnitt in Bunuels »andalusischem Hund« (1928). Die Komplexität treibt als Fraktale immer neue und kleinere Einheiten hervor: anstelle geteilter Perspektive im sozialen Sinn, arbeitet die »unsichtbare Hand« an der Vervielfältigung. Ein Einschnitt der, über die Fragmentierung der Kollektive und der Subjekte, (vermeintliche⁵) Vielfältigkeit wuchern läßt. Die Folge: komplexe, chaotisch reagierende Systeme mit labilen, lose gekoppelten Strukturen, die dank flexibler Kommunikations- und Kooperationssysteme in der Lage sind, sich selbst zu organisieren.

Oh Anna Fischer-Dückelmann, die du »Die Hausärztin« hinausgeschickt hast » ... in ihrer schönen Neugestalt (...) in der Zuversicht, daß ihr auch fernerhin günstige Sterne scheinen« (Fischer-Dückelmann, 1911, S. 10 ff.). Deine Aufrufe zur Selbsthilfe verhalten im kommunikativen Gewirr der sich selbst Organisierenden; der Ernst deiner Warnungen vor einem zu viel an Erregung wie die Betonung der körperlichen Natürlichkeit sind längst relativiert. »Ruhe und Bewegung« (a.a.O., S. 173 ff.) als sinnliches Wechselspiel, als Rhythmus gemeinsam gelebter Praxis, sind komprimiert in verdichtet-multipler Skandierung der Zeit.

Die »Welt« pulsiert und sie schläft nicht mehr. Ein Vorstellungsbild, das trunken (mitunter einfach nur schlaftrunken) macht! Tag und Nacht – scheinbar natürliche Opposition von Aktivität und Ruhe – etwa sind in der neuen raum-zeitlichen Anordnung des Cyberspace nivelliert. Die rasende Verdichtung nahezu weltweiter Daten- respektive Informationsübertragung schmilzt zunehmend Unterschiede wie Distanzen ein; die zeitliche Kategorie mutiert zur Simultanität, deren operativer Modus das »parallel processing« ist. Erreichbarkeit ist nicht mehr länger eine Frage von Anwesenheit, fehlende räumliche Präsenz kein Indiz für Abwesenheit.

Für diese neue raum-zeitliche Anordnung ist das pulsierende Oszillieren von Daten, Stimmen und Bildern konstitutiv. An den Schnittstellen tangieren die Einzelnen ihre flirrende »Weite«, genießen den Rausch der Dichte des Möglichen und geben sich der Erregung der

Gleichzeitigkeit wie der Überfülle hin. Gefühle werden geweckt, die » ... als 'Intensitäten' zu fassen sind, sozusagen im Raum frei flottieren, nicht mehr personengebunden sind und überdies von einer merkwürdigen Euphorie überlagert« (Jameson, 1993, S. 60 ff.); Zustand erweiterter Ansprechbarkeit und spontan-flexibler Reagibilität.

Es ist die Lust am hier und zugleich anderswo sein, Materie und Energie, erregende Gleichzeitigkeit! Die eigenen Koordinaten sind kaum noch zu spezifizieren, die Netter⁶ scheinen surfend durch die Netze zu flottieren und im Rahmen räumlich-sozialer Doppelsexistenz ihre eindeutige Verortung zu verlieren. Reales Festgelegtsein – ob konstitutionell oder kontextuell – bricht hier auf, »Freiheit« lacht einen an. An das Eintauchen in die Netze sind – in kongenialer Weise – zwei wesentliche Versprechungen geknüpft: zu erfahren, was man schon immer über ... wissen wollte, und was man immer schon sein wollte, zu sein (sprich endlich etwas darzustellen). Die Mitglieder des Chat-Nets⁷ sind Virtuosen in der Domäne der Darstellung, des Spiels mit Zeichen und (Marken-) Images. Sie statten »Ereignisse« wie sich selbst nach Belieben mit Vorzeichen aus.

körper – formen – texte

Angesichts beliebig denkbarer (Per-) Mutationen scheint es prekär auf der kategorialen Bedeutung von Körper, Geschlecht, Generativität oder dergleichen mehr zu beharren. Genetische wie sozial-kulturelle Kodes werden im Spiel mit der Travestie, der Entgrenzung und Nivellierung der Geschlechtlichkeit lustvoll geknackt. Dem Postulat der Überspielung (von Datenträgern?) folgend, verflüssigt sich geschlechtliche Performanz im Spiel, gewinnt im gender-swapping des virtuellen Raums wieder an Form und friert in realer Beziehung mitunter – durch ein zuviel oder zuwenig – das Verhältnis ein.

Die neue Technik der (Geschlechts-) Darstellung ist Formen- und nicht Körpertechnik; steht letztere im Dienste der Zurichtung der Körper, mithin deren Überwindung durch Stählung oder Dressur, bildet erstere diese neu als Textur. Die frisch gewählte, sichtbare »Körperform« ist buchstäblich »Inhalt«! Freilich nicht Inhalt im Sinne von Fleisch, Blut oder Mukösem, also nicht Materialität, sondern vielmehr von linguistischer Ausdrucksform; aus dieser resultiert – durch symbolische Ablösung von der bezeichneten Dinglichkeit – entspre-

chende Mehrdeutigkeit und unerhörte Plastizität. Als informationell Darstellbares ist das Körper-Subjekt in das Phantasma der Unendlichkeit, resp. Unbegrenztheit und damit verbunden der Allmacht heimgeholt.

Diese neue, informationelle Darstellung, Wahrnehmung und Interpretation der Körper, ihrer Kommunikation und Interaktion, ihr geregelter Austausch im Sinne des Datenverkehrs, sind maßgeblich mit der elektronischen Kommunikation und dem weltweiten physischen Zusammenschluß von elektronischen Netzwerken und Diensten verbunden. Die Entstehung dieses neuartigen, »globalen virtuellen Raums« verdankt sich allerdings weniger dem Wunsch nach Überspielung der geschlechtlichen Körper, denn der »Korrektur« ihrer Vergänglichkeit. So richtete – als erster atomarer Aggressor – das amerikanische Verteidigungsministerium während des kalten Krieges, von der Angst vor einem sowjetischen Atomschlag beherrscht, das sogenannte ARPANET ein. Dieses Forschungsnetzwerk – Ursprung des heutigen Internet – sollte Informationsfluß und Kommunikation trotz Ausfalls eines oder mehrerer seiner Systeme garantieren. Von körperlichen Trägern gelöste Information sollte ungeachtet atomarer Vernichtung in den Netzen weiter be- und zur Verfügung stehen; Kommunikation nicht zugleich mit den zerstörten »Sendern« vergehen.

Merkwürdig makabere Vorgeschichte dieses neuen sozialen Wunder(t)raums, der uns ungeahnte Sphären der Kontaktmöglichkeit durch technologisch vermittelte Beziehungserlebnisse bringt. Ob flottes, gemeinsames Cyberspace-Turnier, tiefes Sinnieren über den Zügen japanischer Partner im Go-Spiel oder Kartharsis durch Annahme und Ausleben eines neuen Charakters in gemeinsamer Spielwelt: es trifft und bewegt sich – dank vernetzten Rechnern und Software-Diensten – weltweit und interagiert. So bietet sich etwa der Internet Relay Chat (IRC) für Echtzeit-Austausch mit anderen oder, nüchterner formuliert, für simultane Bildschirm zu Bildschirm Kommunikation an.

Mit der entsprechenden Programm- und Serverwahl kann mühelos einer der unzähligen Treffpunkte aus- und aufgesucht werden. Liegt einem ein bestimmtes Thema am Herzen oder soll jenes einfach ein bißchen zu klopfen beginnen? Nun, ob chat über Sex oder einfach nur sexy chat, ist eine Frage des Kanals (möglicherweise auch der Kanalisierung). Über die Belebtheit des »Ortes« läßt sich hilfreicher Aufschluß aus Hinweisen auf die aktuelle Besucherzahl gewin-

nen. Der Eintritt in eine Bar – Eden oder lieber WetSex, respektive auch Parallelbesuch – vollzieht sich nach Auswahl per Mausclick in eigenem oder auch frisch gewähltem (Nick-) Namen; mit ihm eröffnen sich neue Perspektiven der Selbst-Repräsentation, gleich wie die Option virtuell-örtlich multipler Gegenwärtigkeit. In der Begegnung mit anderen nun ganz textuelles Gewebe, bietet der »Raum« genug Platz für spannenden und reizvollen Stoff. Je nach der Kunst der Besucher mehr oder minder feines Werkzeug oder grob gesponnene Umgarung; zu oft nur enttäuschend perseverative Kenntnissnahme des Eintritts und Abgangs von Besuchern: Joe begrüßt Nelly und Aragorn says goodbye. Freilich auch mehr oder minder unbemerktes, im Stillen vollzogenes Kommen und Gehen.

An eher belebten Orten flitzen mitunter die Sprüche und Meldungen nur so durch den »Raum«; zwar auf geordneten Bahnen (schließlich gibt es ein Protokoll), aber nicht mehr im Sinne geregelter Verkehrsform. Heillosos Durcheinander, Wort-, resp. Satzketten prasseln auf und rattern über den Schirm. Einzige Möglichkeit dann noch in Ruhe sein Date verkostend zu probieren: online chat zu zweit, Aufforderung zum privaten tête-à-tête oder mit anderen Worten, die Abwanderung ins Separée. Daß die Sprache Verlust ist und niemals unmittelbarer Zugang zur Sache wird (vgl. Pontalis, 1992), ist implizit oder explizit in der einen oder anderen Weise Thema; daran erinnert die Frage nach dem F2F⁸.

Doch im Gegensatz zur »Distanzlosigkeit« des globalen virtuellen Raums wird »Entfernung« für den realen Kontakt schnell zum Problem. Während der Austausch von Zeichen wie ihre Übersetzung in Bedeutungen keinen Grenzen mehr unterliegen, die »virtuellen Körper« als Textur jenen der Zeit, des Raums und auch der sichtbaren Form entbunden sind, bleibt mit der Entfernung vom Interface raumzeitliche Beschränkung zurück. Mit dem Verlassen der Schnittstellen, als Ort der symbiotischen Verschmelzung der Einzelnen mit den Netzen, treten diese als körperlich-subjektive Entitäten wieder in die Tributpflicht der Anforderungen »realen« Außenraums. Ähnlich der Ablösung des Traums durch den Wachzustand, vollzieht sich mit dem Wechsel des Aufmerksamkeitsraums auch eine Änderung der zeitlichen Natur: »Realzeit« wird am Sein durch die Dauer, nicht an Ereignissen gemessen (vgl. Pontalis, 1992). Off-Line gehen als Aufwachen aus einem Nettraum?

Kein Zweifel, Netting kann ein traumhaft anregender Zustand, IRCen die sinnlich-verbale Erfüllung von Träumen sein. Die zeitliche Trinität wird durch flexible Reagibilität in der Unmittelbarkeit aufgehoben; und vielleicht gilt für die Netze nicht nur hinblicklich Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft in ähnlicher Weise, was auch vom Traum gesagt werden kann: daß sie Orte sind »wo die Zeiten, wie die Gesichter, vermischt sind. Wo man nicht mehr weiß, wer wer ist, noch wo man ist noch wann« (Pontalis, 1992, S. 26 ff.).

Eine Aufhebung von Unterscheidung, die in einem Auflösungs- oder auch Verflüssigungsprozeß hingebenden Raumgleitens entsteht, das sich als körperlich sinnliches Erleben im Begriff des Netsurfens manifestiert. Gegenwärtige Bereitschaft, die annimmt was kommt, die in Erwartung ist ohne antizipierender Phantasie; Aufruf zur Disponibilität jenseits der Suche nach, oder auch Erstarrung in Identität? Sich – ganz im Sinne des Hypertexts – treiben lassen, mal diesen, mal jenen Weg einschlagen, Zurückkehren zu einem Punkt, der vor der falschen Abzweigung liegt, von Geplantem abkommen und unerwarteten Spuren folgen, als Faszinosum der Bewegung im Netz. Bewegung und Begegnung als Melodie, die eben Vergangenes in Erinnerung behält, es weder flieht noch verläßt; auch nicht auf konkret zu Erwartendes, respektive erwartet Zukünftiges hin. Innere Zeitlichkeit, die keine Zweck-Mittel-Relation, keine Sukzession und keine Fragmentierung kennt (vgl. Sommer, 1990)?

Begierig nach dem Erleben dieses raum-zeitlichen Gleitgefühls wird das Allein-Anwesend-Sein in den eigenen vier Wänden entgegen einstiger Erfahrung des Allein-Einsam-Seins zum Glücksgefühl. Das eigene Abschalten an das Anschalten des Computers geknüpft, die surrende Gleichförmigkeit des »Hochfahrens« von schnurrend innerlichem Wohlgefühl begleitet, wird das Eintauchen in die hochgradig mediativen Netze zum meditativen Akt:

»Am Anfang ist nur der offene Raum, der fundamentale Boden, der wir wirklich sind. (...) Nachdem wir begriffen haben, daß wir getrennt sind, haben wir das Gefühl, es sei schon immer so gewesen« (Trungpa, 1973, S. 124).

Neue Formen der Konzentration auf die Getrenntheit des Ichs und Optionen ihrer Überwindung in einer gesellschaftlichen Verfaßtheit, in der der Riß im Zusammenhang zwischen medial inszenierter »le-

bendiger« Erfahrung und dem eigenen Alltagserleben zur zunehmenden Unfähigkeit der Artikulation eigenen Erfahrens führt?

Verkehrsformen

Mit dem Übergang zu dieser, zunehmend am (technisch-vermittelt) Darstellbaren und immer weniger am unmittelbar Augenfälligen, Sichtbaren orientierten, gesellschaftlichen Verfaßtheit, geht eine neue Sterilität einher. Die Kommunikation löst das Sprechen und den Austausch von Information die gemeinsame Praxis ab. Die Operation tritt an die Stelle einfacher Aktion, und den geregelten Verkehrsformen wird der Vorzug vor der Begegnung gegeben; die Berührung bleibt keimfrei jenseits des direkten Kontakts.

»Alles kommuniziert, nichts berührt sich. Das schönste Beispiel sind die Autobahnkreuze: nichts ist schöner als zwei Strassen, die sich kreuzen, aber das ist zu gefährlich. Es ist wie Blicke, die sich kreuzen: es ist wegen der Verführung zu gefährlich. Man muß deshalb Verkehrsstrukturen erfinden, in denen der Verkehr fließt, ohne sich zu kreuzen, Beziehungsstrukturen, in denen es kommuniziert, ohne dass es sich kreuzt, berührt oder sieht« (Baudrillard, 1989, S. 35).

Herkömmliche soziale Beziehungen wie Bindungen werden von technologisch vermittelten Beziehungserlebnissen (Mensch-Maschinen-Interaktion, elektronisch vermittelte Interaktion) ergänzt, überlagert oder sogar weitestgehend ersetzt; Ausfall oder Störung der Verbindung – on-line cut off – zum Drama sozialer Isolation. Die Einzelnen ziehen mitunter einsame Bahnen und um nicht – möglicherweise unbemerkt – im kommunikativen Kosmos unterzugehen, werden Programme angewiesen bei Verdacht auf »Untergang« Meldung zu geben: automatisches Routing der Nachricht bis zu einem Empfänger der reagiert? So lautet die Regel: vergiß den hang-over, aber niemals den turn on!

»As the people here grow colder
I turn to my computer
And spend my evenings with it
Like a friend ...«
(Kate Bush, Deeper Understanding)

Katzenjammer

Und doch ist der Absturz nicht gänzlich zu vermeiden, gerät trotz surrender Behaglichkeit am Gerät und nicht nur bei Unmöglichkeit des Connects, die pochende Virulenz rotierender Einfälle zum Dröhnen. Statt in den Netzen Bahnen zu ziehen, kreisen dann die Gedanken im Kopf und wird aus dem Körper als Textur vielmehr einer mit eingeschriebener Geschichte. Was vor anderen – mit denen es zwar Verbindung, aber keine Berührung gibt – weder vermieden noch geheimgehalten werden muß, gewinnt jenseits der Ablenkung, im Seufzen und Hände vor das Gesicht schlagen jäh unangenehme Präsenz: etwa die kalten, Schweiß gefeuchteten Hände mit ihrem intensiven Geruch nach Nikotin; Pause der (Selbst-) Gewährwerdung?

Wäre an den Zauber, die Magie zu glauben, so reichte eine einzige Nadel in den stofflosen (Fremd-) Körper gerammt. Doch selbst die bis zur Unkenntlichkeit vollzogene Zerstörung eines photographischen Abbilds bleibt von dem schmerzlichen Wissen begleitet, daß an der Oberfläche zu kratzen nicht wirklich trifft. Der aufgeklärte Geist weiß, etwas erwirken zu wollen, bedarf der effektiven Mittelwahl. Nur das Instrument macht mächtig (manchmal leider nicht genug) und das Ausmaß der Mittel steigert die Potenz. Entsprechend folgt dem Ermessen des Umfangs der nötigen Reaktion der Erwerb der Schachtel mit Zirkelspitzen, als das Umwerben ohne Erfolg blieb. Was monetär zu entgelten, ist ja mit Gewißheit erwerblich, maximal der Preis kann zu hoch sein, doch sonst führt ja nicht einmal die Bereitschaft alles – sprich sich selbst zu geben – zum gewünschten Erfolg. Umwerben kann nicht mit Gewißheit Erwerben, folgt es doch der An- und Bereicherung durch das Geschenk und nicht der Logik des Konsums.

Wieviele Nadeln braucht es um jemanden wirklich zu treffen? Es fehlt der statistische Vergleichswert. Kein Wunder ist doch die Verletzlichkeit des Menschen trotz permanenten Getroffenseins als öffentliches Thema tabuiert. Wozu auch Bemessen, worauf niemals angemessen reagiert werden soll. Läßt sich der Schmerz hochrechnen? Welcher Kurve folgt die kumulative Zunahme der Getroffenheit; stetiger Schmerzzuwachs oder exponentiell sprunghafter Anstieg der Schmerzlichkeit? Ein Nadelstich, zwei Nadelstich, drei Nadelstich ... unendlich abzählbar viele Stiche ... wenns nur unter die Haut geht.

Die Zirkelspitzen gleich Pfeilen ausschicken; schließlich sind die Gedanken im Umkreis des Einstich gefangen, kann der Umfang weder ermessen noch verlassen werden. Von der Liebe gereinigter Eros, der Schmerz zufügen will, weil er dazu verdammt ist nur noch auf diese Weise treffen zu können. Welche Verzweiflung sollte auch dieser Versuch (eine Reaktionsbildung?) mißlingen. Die Unverletzlichkeit, nach der die Menschen so heftig streben, ist letztlich das Synonym für Unmenschlichkeit. Nein, der Wunsch zu treffen, zu verletzen birgt nichts Unmenschliches in sich, wenn nur nicht der Faden zur eigenen Ge-/ Betroffenheit reißt.

Noch vorsichtig die Spitzen beführend, geradezu liebevoll, aber ist es nicht Liebe, wenn auch entzogene, die treibt, die Nadelspitzen zu befühlen? Noch nicht unter der, sondern an der Haut fühlen sie sich – je nach Druck – nach unterschiedlich widerborstiger Eigenständigkeit des Lebens an: wie nachwachsendes Bart- oder Beinhaar, borstiges Kurzhaar- oder weiches Langhaarfell. Fühlender Körper als Ort der vollen Erinnerung, die bloß vernunftvolle Einsicht in der Paarung mit dem Affekt transzendierend. Mit der Überwindung der Körper wird die Erinnerung ausgelöscht; endgültig im Tod und langfristig mit den externen Speichern?

Schmerzgereinigte Erinnerung jenseits der Verzückung, Körper jenseits des Sehns als tote Form, wie das zerschlissene Fell jener toten Tiere, abgezogen vom Körper, präpariert und über Jahrzehnte mit ins Bett genommen, unter die schmerzenden Glieder geschoben, um ein bißchen warmes, ein bißchen Weiches zu spüren. Gegen das Rheuma, das in den Knochen steckt, gegen die Muskeln die zunehmend härter und unbeweglicher werden, wie auch das Empfinden. Den Körper reiben an diesem Stück Fell, das nur noch er- aber sich selbst nicht mehr regen kann. Glücksgefühl der Sicherheit? Nein, dazu ist es längst zu spät; der Wunsch nach und die Angst vor dem Verlust des Lebendigen sind längst der tiefen Stummheit des nicht mehr Erinnerns, des nicht mehr wissen könnens anheim gefallen. Und doch, sich wohlig reiben an diesem Stückchen Fell, mehr oder weniger heftig, mehr oder weniger sexuell. Einzig die nekrophile Liebe ist über den Verlust des Objektes erhaben, triumphiert in der Konservierung über den Schmerz des Verlassenwerdens. Sichert sich ihr Objekt in der Ewigkeit, weil es keine Veränderung in der Zeit mehr kennt ... denn auch das abgezogene Fell muß Haare lassen, wirkt mit

der Zeit abgewetzt und zerschunden; weil die unleugbare Sehnsucht nach Berührung schlicht zu Reibung führt?

Anmerkungen

- (1) Das goldene Familienbuch. Die Frau als Hausärztin. Ein ärztliches Nachschlagebuch für die Frau. Von Dr. med. Anna Fischer-Dückelmann in Zürich promoviert. 750000 Jubiläums Ausgabe, Stuttgart, 1911.
- (2) Ich vermute, daß dieser Begriff in Science fiction Literatur oder Filmen Verwendung findet. Sollte es sich aber um einen Neologismus handeln, so steht dieser für eine, dem Menschen vergleichbare, außergalaktische Wesensform.
- (3) Ca. 30 000 km/ s bleiben bei etwaigen Geschwindigkeits-«Spitzenerlebnissen» von 220 km/h auf dem Motorrad jenseits der Vorstellbarkeit.
- (4) Eine relativ simple Erläuterung dieser Relativität von Raum und Zeit findet sich in Capra F. (1984). The Tao of Physics. New York.
- (5) Die vermeintliche Vielfältigkeit tut sich speziell in der Wirtschaft kund: die fraktale Ware.
- (6) Netz-User.
- (7) Ich habe den Begriff des Chat-Net in Anlehnung an Jet-Set geprägt (chat ist die Bezeichnung für »on-line-Plauderei«).
- (8) F2F (face to face) ... Kürzel für ein Treffen über das Cyberdate hinaus in der wirklichen Welt.

Literatur

- Arendt, H. (1981). Vita Activa oder Vom tätigen Leben. München.
- Baudrillard, J. (1989). Paradoxe Kommunikation. Bern.
- Brecht, B. (1972). Das Leben des Galilei. Berlin.
- Bunuel, L. (1928). Ein andalusischer Hund. Frankreich.
- Fischer-Dückelmann, A. (1911). Die Frau als Hausärztin. Stuttgart.
- Jameson, F. (1993). Postmoderne – zur Logik der Kultur im Spätkapitalismus. In: A. Huyssen & K. R. Scherpe (Hrsg.), Postmoderne. Zeichen eines kulturellen Wandels (S. 45-102). Reinbek bei Hamburg.
- Le Rider, J. (1990). Das Ende der Illusion. Wien.
- Musil, R. (1978). Der Mann ohne Eigenschaften I. Reinbek bei Hamburg.
- Pechriggl, A. (1993). Utopiefähigkeit und Veränderung. Wien.
- Pontalis, J.-B. (1992). Die Macht der Anziehung. Frankfurt/ Main.
- Sommer, M. (1990). Lebenswelt und Zeitbewußtsein. Frankfurt/ Main.
- Tamaro, S. (1995). Die Demut des Blicks. Zürich.
- Trungpa, Ch. (1973). Cutting Through Spiritual Materialism. London.